angenehm duftenden Weindrands quoll ihm aus dem doppelten Boden der Idealmilchflasche entgegen. Da nickte die Küchenfee verständnisinnig und trank die Flasche leer.

Jim Crookes wundervolle Milch erfreut sich auch weiterhin allgemeiner Beliebtheit im Hause des Friedensrichter Bullock, und das Feuer unter dem Kessel seiner heimlichen Schnapsbrennerei erlischt nie.

Die Bullocks aber sind eine geachtete, nüchterne Familie.

Mittelmeerreise.

Briefe eines jungen Mädchens, indiskreterweise veröffentlicht von G. W. Beyer.

Berlin, den 5. Mai 192..

Liebste Lotte, einzige Freundin!

Ach, wüßtest Du, wie unglücklich ich bin. Die Welt hat keinen Reiz mehr für mich. In ein Kloster würde ich mich vergraben, wenn ... wenn es dort Dauerwellen und Seidenstrümpfe gäbe. Mein Vater hat meinem Rudolf das Haus verboten! „Meine Tochter ist zu gut für den Laffen!" Mein Rudi ein Laffe? Er mit seinem niedlichen Menjoubärtchen und dem wunderbaren Hosenschnitt, mein Rudi, der das R so schön rollen konnte, wenn er Rrrenate flüsterte! „Nein", habe ich getrotzt, „ich lasse ihn nicht!" Da hat dieser Unmensch, der sich mein Vater nennt, die Achsel gezuckt: „Bitte. Dann hast Du aber von mir nichts mehr zu erwarten. Nicht soviel, um Dir einen Lippenstift davon zu kaufen." Kannst Du Dir solche Herzlosigkeit denken? Was soll ich machen? Meinen Rudi aufgeben? Und der Lippenstift? Ach Lotte, ich bin so unglücklich. Laß mich weinen, weinen, nur weinen

Deine tiefunglückliche Renate.

Nachschrift. Weißt Du nicht ein gutes Mittel gegen gerötete Augenlider?

*

An Bord der „Treuenbrietzen", den 12. Mai 192..

Liebste Lotte!

Wir schwimmen auf hoher See. Es ging alles so rasch. Ich konnte Dir gar nicht erst schreiben. Eines Morgens kam mein Vater zu mir. „Bitte", sagte er und gab mir eine Ansichtskarte. Ich las. Von Rudi: „Beste Grüße von der Baumblüte im Werder. Wie geht es?" Und darunter stand: „Unbekannterweise grüßt Rose Kohl." Schuft! Und Rose Kohl heißt sie noch dazu! Jetzt kann er sein R rollen lassen: „Rrrosenkohl." — „Erledigt", habe ich meinem Vater nur geantwortet. Da hat er mich auf die Stirne geküßt. Weißt Du, er ist ein wenig altmodisch. „Liebes Kind, zur Belohnung darfst Du eine Mittelmeerreise machen. Uebermorgen geht der Dampfer."

Ach Lotte, mir wird so übel. Sollte mich die Aufregung der letzten Tage krank gemacht haben. Er war doch ganz nett und hatte so ein schönes Schnurrbartchen. Ich bin krank, o, so krank! Lotte, bewahre mir ein gutes Andenken, wenn ...

Deine Renate.

*

Im Hafen von Neapel, den 18. Mai 192..

Liebste Lotte!

Fürchterliches habe ich durchgemacht. Ich konnte mich gerade noch nach meinem Bett schleppen und klingeln: „Den Arzt!" Nach einer Ewigkeit kam er. Groß wie ein Ochse. Er sah mich nur kurz an: „Stewardeß, bringen Sie der Dame den Eimer." Gehaßt habe ich ihn in diesem Augenblick. Zwei Tage lang war mir sterbenselend. Als es so ziemlich vorüber war, ließ er sich melden. Ich machte mich rasch schön, hatte gerade noch den Lippenstift in der Hand, als er eintrat: „Ah, wieder gesund? Ihre Lippen blühen ja in rosigem Jugendprangen." Unerhört! Na, er verstand meinen Blick und empfahl sich bald.

Der Golf mit dem Vesuv ist sehr nett. Beinahe so schön wie auf den Ansichtskarten. Ich gehe aber nicht an Land. Ich kenne so recht niemanden an Bord. Allein mag ich nicht gehen, und der Amerikaner, der mir seine Begleitung anbot, hat dauernd Kaugummi zwischen den Zähnen. Ich werde lesen.

Es grüßt Dich herzlich Deine Renate.

Nachschrift: Den Lippenstift will ich doch ins Wasser werfen.

*

Kairo, den 24. Mai 192..

Liebste Lotte!

Gestern sind wir auf die große Pyramide geklettert. Auf dem Wege dorthin habe ich neben dem Amerikaner sitzen und sein dummes Geschwätz anhören müssen. Nachher wollte er mir beim Klettern helfen. „Danke!" habe ich gesagt. So laut, daß es der Arzt über mir hören mußte. Denkst Du, der hätte sich nach mir umgesehen? Er war ganz in den Dienst einer mittelalterlichen Witwe vertieft. Ich hätte ihm doch einen besseren Geschmack zugetraut. Und um seinetwillen habe ich Stift und Puderdose weg geworfen!

Uebrigens weiß ich jetzt seinen Vornamen: Hans. Die Schiffsliste hat es mir verraten. Die habe ich damals in Neapel studiert. Was da nicht alles darin steht! Vierhundert Passagiere sind an Bord, darunter vierundachtzig Witwen! Weißt Du, das sind alles solche Kreaturen wie die von der großen Pyramide. Immer muß man sich ärgern.

Morgen kommen wir wieder an Bord. Ich brenne vor Ungeduld auf meine Geburtstagspost. Schluß für heute.

Deine Renate.

*

An Bord der „Treuenbrietzen", den 27. Mai 192..

Liebste, beste Lotte!

Ich hätte Dir soviel zu erzählen und habe doch keine Zeit. In zehn Minuten will er mich zum Tennis auf dem Sonnendeck abholen. Vielen Dank für Deine Geburtstagswünsche. Als ich gestern in den Salon kam, stand ein fürchterlicher Strauß Orchideen auf meinem Tisch. Darin steckte die Karte des Amerikaners. Gleich darauf kam er selbst an: „Gratuliere!" — „Danke", sagte ich und ließ ihn stehen. Was hat der Mensch in der Passagierliste nach meinem Geburtstag herum zu schnüffeln! Da fand ich auf meinem Teller, halb unter der Serviette versteckt, ein Sträußchen Maiglöckchen. Das konnte nur von ihm sein. Wie aufmerksam! Deutsche Maiglöckchen, woher mag er sie haben? Wozu doch nicht die Passagierliste gut ist! Und am Abend ließ er mir zu Ehren eine Bowle ansetzen. Leider konnte er den Amerikaner nicht ausschließen. Der ist fürchterlich entgleist. Hat auf mein Wohl ein Glas „reines Wasser" geleert. Da hättest Du meinen Arzt hören müssen: Es täte ihm leid, daß er Herrn Smith's reines Wässerchen trüben müsse, doch er erlaube sich dem auf mich ausgebrachten Toast durch ein Glas gutdeutscher Maibowle erst Kraft und Wirkung zu verleihen. Er ist doch ein l ... Da kommt er, um mich abzuholen.

Gruß Renate.

*

Konstantinopel, den 3. Juni 192..

Liebste Lotte!

Ich möchte die ganze Welt umarmen. Kein Mensch kann so glücklich sein wie ich. In seinen Armen habe ich gelegen! Niemand an Bord weiß etwas davon außer dem Amerikaner. Und der wird schweigen. So ein unverschämter Mensch! Ich ging abends noch ein wenig auf Deck spazieren. Da war der Kerl auf einmal da. Wollte mir seine Begleitung aufdrängen. „Danke" wehrte ich ab. „Nein, Sie müssen mich anhören, mein Fräulein. Ich liebe Sie!" Dieser Kerl mit dem ewigen Kaugummi! „Belästigen Sie mich nicht!" Da wollte er mich küssen. Ich schrie. Und plötzlich war „er" da, packte den Amerikaner beim Kragen und warf ihn in eine Ecke. Ich wurde beinahe ohnmächtig vor Aufregung. War es da nicht ganz natürlich, daß er als Arzt zuſprang und mich tützte? Er hat meine Schwäche nicht mißbraucht, mich nicht einmal geküßt.

Ach Lotte, ich bin so unendlich glücklich! Ich habe mir schon mein Brautkleid ausgedacht. Und unsere Wohnung habe ich schon in Gedanken möbliert. Er muß große, wuchtige Möbel für sein Herrenzimmer haben. Er ist so ein Hüne, ein himmlischer Hüne.

Deine überglückliche Renate.

*

Athen, den 7. Juni 192..

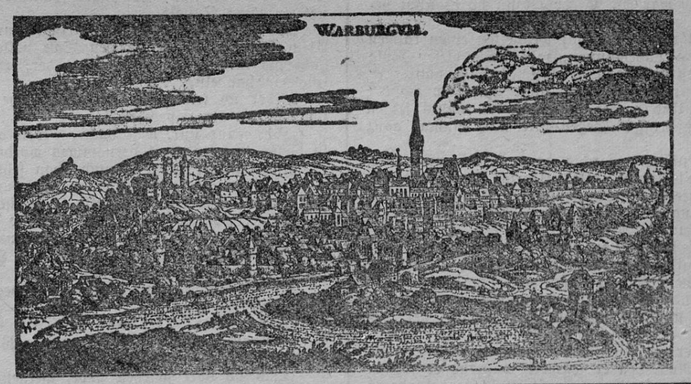
Liebste Lotte, einzige Freundin!

Es ist alles aus. Er hat mir das Herz gebrochen. Im Piräus kam eine junge Dame an Bord. Er hat sie mir vorgestellt: „Meine Frau." Ich habe das Schiff verlassen und fahre nach Hause. Ob ich Deutschland noch lebend erreiche?

Deine tiefunglückliche Renate.

Warburger Warte

Beilage zum Warburger Kreisblatt — Erscheint zweimal wöchentlich — Druck u. Verlag des Warburger Kreisblattes



Geeignete Beiträge willkommen. — Nachdruck der Originalbeiträge verboten. — Schriftleiter: Paul Quick Warburg.

Nr. 57 — 17. Juli 1929 — 4. Jahrgang

Alte Schuld.

Copyright by Greiner & Co., Berlin NW. 6.

Roman von R. Kohlrausch

10. Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

„Es kann drei, höchstens fünf Minuten nach halb neun gewesen sein."

„Und Sie sind gleich darauf ins Haus und nach oben auf Ihr Zimmer gegangen?"

„Jawohl, Herr Staatsanwalt, und eben bei dieser Gelegenheit bin ich dem Herrn Regierungsrat Düringer begegnet."

„Sie halten also die Behauptung aufrecht, ihm gestern hier begegnet zu sein?"

„Ganz gewiß. Was hätte ich dabei, mir so etwas auszudenken?"

„Es war auf der Treppe nach Ihrer Angabe, nicht wahr?"

„Jawohl, auf der Treppe."

„Und auf der Treppe zu welchem Stockwerk?"

„Doch zu diesem hier, Herr Staatsanwalt! Ich setzte gerade meinen Fuß auf die unterste Stufe, da kam der Herr Regierungsrat eben um die Ecke der Treppe und gerade auf mich zu."

„Sie kannten den Herrn Regierungsrat?"

„Ja, gewiß — weil er doch zwei- oder dreimal bei meinem Fräulein gewesen war und weil er mir bei seinem ersten Besuch seine Visitenkarte gab, die ich natürlich las."

„Natürlich. War es hell im Treppenhaus?"

„O ja, so ziemlich. Das elektrische Licht brennt ja nicht übermäßig hell, aber es war doch eine Flamme hier im Flur und eine vor unserer Korridortür, und ich konnte ganz gut sehen."

„Wie war der Herr, dem Sie begegneten, gekleidet?"

„Er trug einen Pelz, in den er dicht eingewickelt war, weil wir doch gestern abend recht unfreundliches Wetter hatten, und einen braunen Hut. Ich glaube, daß es ein Plüschhut war."

„Sie können sich nicht geirrt, können den Herrn Regierungsrat nicht mit einem anderen Herrn verwechselt haben?"

„O nein, Herr Staatsanwalt. Ich kann es jeden Augenblick beschwören, daß er es war."

Der Staatsanwalt hatte seine Fragen stehend getan; jetzt ging er ein paarmal mit gesenktem Kopfe auf und ab, wobei er Zeigefinger und Daumen seiner linken Hand aneinander rieb, was bei ihm als ein Zeichen tiefen und unbefriedigten Grübelns galt. Sich dann aber aus der nachdenkenden Stellung aufraffend, trat er wieder vor die Jungfer hin.

„Sie haben gestern abend angegeben, daß in der Wohnung nichts fehle, daß also nichts geraubt worden sei?"

„Ja, soweit es in der Eile möglich war. Der Herr Kommissar meinten" —

„Ich weiß, es ist vorläufig nur oberflächlich nachgesehen worden. Wir wollen das jetzt gründlicher besorgen. Wo pflegte Ihre Herrin Geld und Schmucksachen aufzubewahren?"

„Geld hatte sie überhaupt immer nur wenig im Hause. Sie sagte, das müsse man als einzelne Dame so machen. Sie trug es zur Bank und holte sich, was sie gebrauchte."

„Und ihren Schmuck? Schauspielerinnen pflegen wertvolle Sachen zu haben."

„Das hatte sie auch. Eine herrliche Perlenkette namentlich. Damit war sie sehr sorgfältig."

Es wurden alle Behältnisse nachgesehen, in denen die Schauspielerin Schmuck aufzubewahren pflegte. Die Perlenkette war unversehrt an ihrem Platze. In einer kleinen Schale lagen verschiedene Ringe.

„Sehen Sie sorgfältig nach," sagte der Staatsanwalt, „ob auch hier alles am Platze ist."

„Gewiß, Herr Staatsanwalt. Hier die Agraffe mit Türkisen hat das Fräulein viel getragen; hier ist auch der Smaragdring, hier die altmodische Granatbrosche, die sie für gewisse Stücke brauchte, und hier — mein Gott!"

„Was ist? Warum erschrecken Sie?"

„Hier fehlt ein Ring! Darf ich noch einmal sehen? Dies ist er nicht und dies auch nicht — wahrhaftig, er fehlt. Wenn sie nicht gestern abend vielleicht ihn getragen hat. Aber so viel ich mich erinnere" —

„Wie sah der Ring aus?"

„Er war von ganz besonderer Form und sah so aus, als wenn zwei kleine goldene Schlangen sich ineinander verwickelt hätten. Sehr kostbar war er wohl nicht, aber ganz besonders, wie ich eben schon sagte. Das Fräulein hat ihn zu Anfang auch fast immer getragen, auf einmal aber trug sie ihn nicht mehr. Und als ich mir erlaubte, deswegen zu fragen, da sagte sie: „Ich mag den Ring nicht mehr" — weiter nichts."

„Gab es vielleicht noch irgendein besonderes Kennzeichen daran?"

„Ja, Herr Staatsanwalt. Ich habe die Sachen ja mehrfach putzen müssen und habe sie mir dabei genau betrachtet. In diesem Ringe war eine Inschrift."

„Ah! Und welche?"

„Zuerst kamen zwei Buchstaben. Welche das waren, weiß ich aber nicht mehr. Und hinterher das Datum: 1. Januar ... — dessen erinnere ich mich ganz genau."

„Denken Sie nach, die Buchstaben wären uns von großer Wichtigkeit. Können Sie sich darauf nicht besinnen?“

„Nein, ich möchte nichts Falsches sagen. Ich glaube, der eine Buchstabe war ein D., doch kann ich es nicht beschwören.“

Staatsanwalt und Kommissar wechselten einen raschen Blick; dann fragte Lüdemann: „Haben Sie diesen Ring an der Toten gestern abend gesehen, Herr Kommissar?“

„Nein, sicher nicht. Er war nicht an ihrer Hand.“

„Sonderbar! Und weiter sollte wirklich nichts fehlen als dieser einzige Ring? Sehen Sie noch einmal ganz genau nach.“

Marie Stubenföhr gehorchte dem Befehl mit Eifer, doch erklärte sie bestimmt, alles Uebrige sei vorhanden. Auch bei der weiteren Durchsuchung der Wohnung stellte sich, nach dem Zeugnis der Jungfer — heraus, daß nichts fehlte als dieser einzige Ring.

Es blieb nur übrig, nach Erledigung des Protokolls die Zeugin zu entlassen. Lüdemanns Gesicht hatte ganz den gewohnten heiteren Ausdruck verloren; er begann eine langandauernde Wanderung durch das Boudoir und rieb Zeigefinger und Daumen mit erhöhtem Eifer aneinander.

Zuletzt blieb er vor Brennert stehen und ergriff einen Knopf an dessen Rock, den er festhielt, während er sprach.

„Das Fehlen dieses Ringes wirft ein ganz besonderes Licht auf die Tat. Ein Raubmörder nimmt Geld und Geldeswert ohne Unterschied. Er beschränkt sich nicht auf einen einzigen Ring. Es muß mit ihm eine besondere Bewandtnis haben, worauf auch die Abneigung der Ermordeten, ihn zu tragen, hindeutet. Erinnerungen bedeutsamer Art müssen an diesem Ringe haften. Ich komme beinahe dahin, Herr Kommissar, Ihre Ansicht von einer Othello-Tragödie zu teilen. Ringe pflegen von Liebhabern geschenkt zu werden und vielleicht hat wirklich ein Liebhaber —“

„Wir haben wenigstens das Datum im Ringe“ erwiderte Brennert. „Das ist schon etwas. Möchte sich's nicht empfehlen, eine genaue Beschreibung des Ringes an die Zeitungen zu geben und um Verbreitung der Notiz zu bitten?“

„Gewiß, tun Sie das. Die Presse hat uns ja schon oft geholfen. Aber wir dürfen auch die andere Spur nicht aus den Augen verlieren. Die beiden Burschen, die der Herr Ingenieur gesehen hat, haben zweifellos hier in die Wohnung eindringen wollen, und sicher in übler Absicht. Marie Stubenföhrs Glaubwürdigkeit ist immerhin ein wenig erschüttert. Sehen Sie zu, der beiden Kerle habhaft zu werden und prüfen Sie, ob nicht vielleicht eine Beziehung besteht zwischen ihnen und diesem Herrn Franz Wildführ, der so schön küssen kann.“

*

Hedwig Düringer saß an dem kleinen Rokokoschreibtisch ihres Boudoirs. Ihre Hand glitt schreibend über einen Briefbogen dahin, zuerst gleichmäßig und sicher, dann merklich verlangsamt. Nun ein Absetzen, ein Ueberlegen, ein Durchlesen des Geschriebenen. Einmal noch hob Hedwig die Hand, um ein paar Worte hinzuzufügen, dann brach sie wieder ab. Endlich legte sie die Feder hin, ergriff den Brief und riß ihn langsam in kleine, ganz kleine Fetzen. Die warf sie hinab in den Papierkorb, und gleichzeitig bewegten sich ihre Lippen für ein paar kaum vernehmliche Worte: „Dahinein soll niemand sehen — auch meine Mutter nicht.“

Sich im Stuhl zurücklehnend, blieb sie lange Zeit in statuenhafter Unbeweglichkeit und starrte geradeaus vor sich hin. Die Augen brannten und fragten in tiefem, verschlossenem Weh. Der Körper zeigte kaum eine Regung des Lebens, nur die Brust hob sich mitunter, von einem schweren Seufzer bewegt.

Dann aber, als die Tür sich öffnete, ging es wie ein Erschrecken durch ihre Gestalt. Sie wandte den Kopf so jäh nach jener Seite hin, als erwartete sie jeden Augenblick das Nahen von etwas Furchtbarem, das draußen hinter den Türen lauerte.

Schrecken und Aufregung waren auch auf dem Gesichte der Eintretenden. Es war Fräulein Hegewisch, Ellis Erzieherin, die atemlos, noch in der Tür, zu sprechen begann.

„Oh, gnädige Frau — daß mir das passieren muß — hier in diesem Hause passieren muß!“

„Was gibt es? Hat Sie jemand beleidigt?“

„Ich weiß nicht — so kann man es eigentlich wohl nicht nennen —, aber ich soll zur Polizei kommen — heute vormittag noch!“

„Zur Polizei?“ Hedwigs Gesicht wurde noch um einen Schein bleicher, und ihre Hände spannten sich fest um die Lehnen ihres Sessels.

„Es wird sich“ — Frau Düringer mußte noch einmal Atem schöpfen, bevor sie den Satz vollenden konnte — „um die unglückliche Affäre mit der ermordeten Schauspielerin handeln.“

„Aber ich kenne sie doch nicht, habe sie nie gekannt und nie mit ihr gesprochen!“

„Ich meine nur, weil doch — weil auch mein Mann in dieser Angelegenheit vernommen worden ist.“

„Ja, darüber habe ich mich schon sehr gewundert.“

„Ich auch — anfänglich —, aber wo sich's um ein so schweres Verbrechen handelt, — es ist ja die Aufgabe der Polizei, jede Spur zu verfolgen — so viele Zeugenaussagen als möglich zu sammeln. Und weil Sie doch ungefähr um die Zeit des Mordes vor dem Hause der Schauspielerin vorübergekommen sind —“

„O mein Gott, man wird mich selber doch nicht verdächtigen?“

„Sicher nicht. Aber man wird Sie befragen wollen“ — Sie brach mitten im Reden ab; die Worte schienen auf ihren Lippen zu ersticken.

„Was ich dort gesehen habe, meinen gnädige Frau? Wen ich dort gesehen habe.“

„Ja — das — ja, ungefähr das habe ich sagen wollen.“

„Ihren Herrn Gemahl habe ich gestern gesehen und habe mit ihm gesprochen. Sie wissen das ja.“

„Ich weiß es.“

Die Antwort war kaum vernehmlich; ein Schweigen folgte lastend und tief. Endlich begann Fräulein Hegewisch wieder zu sprechen. „Wenn sie mich danach fragen — auf der Polizei, meine ich —, soll ich es dann sagen?“

Hedwigs Hände klammerten sich so fest um die Lehnen des Sessels, daß ihre Fingernägel sich in den mattschimmernden Damast gruben. Doch war ihre Stimme jetzt gewaltsam ruhig.

„Man muß immer die Wahrheit sagen. Zumal in einer solch wichtigen Sache.“

„Ja, gewiß. Ach, wenn ich den schrecklichen Gang nur erst hinter mir hätte!“

„Wann sollen Sie kommen?“

„Sobald als möglich.“

„Dann beeilen Sie sich. Auch in Ihrem eigenen Interesse. Unangenehme Dinge muß man so rasch als möglich hinter sich zu bringen suchen. Und dann, — dann werden wir ja auch erfahren, um was es sich handelt. Kommen Sie nur schnell zurück und sagen Sie mir's.“

„Ja, gnädige Frau haben wohl recht, — ich will mich gleich fertig machen. Ach, wenn ich es nur erst hinter mir hätte!“

„Auch dies wird vorübergehen. Alles im Leben tut es, was vielleicht noch das Beste daran ist. Gehen Sie und schicken Sie mir Ellt herein.“

„Ja, gnädige Frau. Auf Wiedersehen.“

„Auf Wiedersehen.“

Als die Tür sich hinter Fräulein Hegewisch geschlossen hatte, kam ein kurzer Augenblick der Verzweiflung und Schwäche über die zurückgebliebene Frau. Ein Schluchzer brach aus ihrer Brust, ihre Hände krampften sich ineinander und ihre bebenden Lippen flüsterten: „O mein Gott, mein Gott, steh' uns bei!“ Gleich aber fand sie die Fassung wieder, fuhr mit ihrem Taschentuch über die Augen und saß ganz ruhig, als Ellt hereinkam.

„Mutter, Fräulein ist ausgegangen.'

„Ich weiß es.“

„Wohin ist Fräulein gegangen?“

„Sie hat eine Besorgung in der Stadt.'

„Aber wenn sie sonst fortgeht, nimmt sie mich doch immer mit.“

„Es wird wohl diesmal nicht angebracht gewesen sein.“

„Warum nicht, Mutter?“

„Das kann ich dir nicht sagen, Kind. Was hast du heute zu arbeiten?“

„Ich bin schon fertig mit meinen Aufgaben.

„Dann hole dir deine Stickerei — die für Vater — und setze dich zu mir.“

(Fortsetzung folgt)

Ober, einmal „Alten Schlafrock!“

Die Tücken einer brasilianischen Speisekarte. — Parath-Trinken will gelernt sein. — Die Fischzunge als Reibeisen.

Von H. Frank-Obermüller.

Wer eine gastronomische Rundreise durch Brasilien unternimmt, um Speise und Trank der Landesbewohner aus eigener Erfahrung kennen zu lernen, muß mit einem Magen ausgerüstet sein, der mehr als gewöhnlichen Zumutungen gewachsen ist. Dies gilt selbstverständlich nicht in den modernen Restaurants der Großstädte an der Küste, in denen man überall nach europäischer Art speisen kann. In den kleineren Speisewirtschaften und überall im Innern findet man dagegen viele eigenartige Gerichte und Getränke.

Dem Reisenden fällt zunächst der außerordentlich häufige Gebrauch scharfer Gewürze auf. Der rote spanische Pfeffer gedeiht hervorragend in dem feuchten Tropenklima und wird von den Brasilianern in für uns unvorstellbaren Mengen verwandt, ja zuweilen allein für sich als „Näscherei“ roh gegessen. Wer in Bahia einmal den dort sehr beliebten „mocotó“ versucht hat, verlangt nicht so leicht ein zweites Mal danach. Das Gericht besteht aus zu Gallert gekochten Kalbsfüßen, die dann in einer fetten Tunke unter Beifügung unglaublicher Massen roten und anderen Pfeffers geschmort sind. Roupao velho, alter Schlafrock, nennt sich ein berühmtes, nicht weniger scharfes Ragout, das gleichfalls besonders von den Bahianern bevorzugt wird. „Vasapá“, „carunú“ und manche sonstigen Gerichte, die der arglose Europäer auf der Speisekarte findet und, ohne sich etwas dabei denken zu können, der Wissenschaft halber bestellt, verbrennen dem Unvorsichtigen Mund, Speiseröhre und Magen nicht weniger gründlich als die erstgenannten brasilianischen Nationalgerichte. Um den fürchterlichen Brand zu löschen, nimmt man am besten das vortreffliche Mineralwasser von Caxambú, das überall erhältlich ist.

In ganz Brasilien, vor allem in den unteren Volksschichten, sehr beliebt ist der Kabeljau, reichlich mit Zwiebeln und Knoblauch angerichtet. Neben ihm spielt, wie auch im übrigen Südamerika, das getrocknete Fleisch, xarque, spanisch tasajo, genannt, eine hervorragende Rolle. Der Anblick der schwarzen, lederartigen Lappen ist nicht gerade appetitlich. Die Stücke werden erst aufgeweicht und dann mit Reis oder den berüchtigten, in Brasilien scheinbar unvermeidlichen schwarzen Bohnen gegessen. Dabei ist das uns geradezu abschreckend erscheinende trockene Fleisch teurer als frisches. Die Bohnen kommen gewöhnlich als sogenannte „feijoada“ auf den Tisch. Es ist dies eine große Terrine, in der in einer dicken, suppenartigen Flüssigkeit die Bohnen zusammen mit Schweinsohren und -pfoten schwimmen. Jeder füllt sich daraus seinen Teller und tut dann einen tüchtigen Griff in eine große Holzschüssel mit Mandioka- oder Batatenmehl, das, wie Sägemehl aussehend, in Mengen über das Bohnengericht gestreut wird.

Zur „feijoada“ trinkt man, durchaus passend, den „Paraty; denn so unappetitlich erstere aussieht, so übel riecht dieser aus Zuckerrohr gewonnene, rumartige Fusel. Er ist sehr billig: für ein 20-Reisstück, also für weniger als einen Pfennig, bekommt man überall ein Glas des widerlichen Getränks. Selbst die Mulatten scheinen den Atem anzuhalten, wenn sie sich ein Glas Paraty genehmigen. Das beruht aber auf einer optischen Täuschung. Durch langjährige Uebung haben sie gelernt, sich den Rum, ohne ihn zu trinken oder zu schlucken, geradeswegs in den Magen zu gießen. So schmeckt man das Zeug nicht, fühlt aber im Innern seine angenehm belebende Wirkung. Ausgepichte Kehlen trinken den Paraty literweise; derartige „Genießer“ sind an ihrer wachsgelben Gesichtsfarbe unschwer zu erkennen.

Die übrigen Nationalgetränke Brasiliens sind weit harmloser. Man genießt viel Kokosmilch, auch Zuckerrohrsaft, der im Portugiesischen seltsamerweise „caldo“, Fleischbrühe, heißt. In den deutschen Kolonien in Santa Catarina und Rio Grande do Sul wird ein vorzügliches Bier gebraut. Daß bei der überragenden Stellung des Kaffees in der brasilianischen Wirtschaft dies köstliche aromatische Getränk eine hervorragende Rolle spielt, ist selbstverständlich. Die Tasse kostet auch in den besseren Kaffeehäusern nur fünf Pfennige nach unserem Gelde, der Kaffe ist stark und wundervoll duftend, gar nicht zu vergleichen mit dem, was man bei uns dafür ausgibt. Die Kaffeehäuser sind allerdings ungemütliche, raucherfüllte, laute Räume mit marmornen Tischchen auf ziegelbelegtem Estrich. Die ungebrannten Kaffeebohnen sieht man in einer dicken gläsernen Röhre von dem Lagerraum auf dem Boden in das Erdgeschoß herunterfinken, wo sie im Kaffeehaus selbst geröstet und gemahlen werden, so daß der Gast die Zubereitung des Getränks in jeder einzelnen Phase genau verfolgen kann. Im Innern, wo man mit dem Zucker sparsam umgeht, da er großenteils der Gefräßigkeit der Ameisen zum Opfer fällt, pflegt man Stückchen Zuckerrohr mit dem Kaffee zu kochen, der dadurch in der Regel viel zu süß wird.

Zu den echt brasilianischen Gerichten, die auch dem Europäer munden, gehört die Schildkröte in ihren verschiedenen Zubereitungsformen. Dann als Gemüse der Palmkohl, die jungen Triebe bestimmter Palmenarten, etwa doppelt so stark wie ein Spargel und ähnlich wie dieser zubereitet. Sie bilden wirklich eine Delikatesse. Dann ist noch der „chuchú“ zu erwähnen, die Frucht einer Schlingpflanze, etwa wie Gurken in Rum geschmort.

Eine Besonderheit des Amazonasgebiets ist die „guaraná“. Ein Strauch dieses Namens trägt erbsengroße Früchte, die zerstampft und zermahlen, mit Wasser vermischt zu kurzen dicken Rollen geformt und nach dem Trocknen steinhart werden. Auf einem seltsamen Reibeisen, der getrockneten Zunge des pirarucú, eines Riesenfisches aus dem Amazonas, reibt man die Rolle bei Bedarf wieder zu Pulver, das, in Wasser geschüttet, ein sehr wohlschmeckendes, belebendes und gegen Fieber schützendes Getränk liefert.

Die nüchterne Familie.

Skizze von Harry Wilkins-Milwaukee.

In ganz Greenville herrscht nur eine Meinung: Friedensrichter Bullock, seine Frau und die liebe Schwiegermutter sind das Muster einer nüchternen, braven amerikanischen Familie! Keine Schnapsflasche kommt in ihr Haus, und Frau Bullock ist Vorsitzende des Frauenvereins für Abstinenz. Auch der Friedensrichter hält flammende Reden gegen den Alkohol. Böse Zungen munkeln zwar manchmal, Bullock fände derartig beredte Worte, daß man ihm den Genuß berauschender Getränke von der Zungenspitze ablesen könnte, aber daran ist sicher kein wahres Wort.

Würde jemand den Friedensrichter Bullock fragen: „Welchem Umstand verdanken Sie die Erkenntnis, daß völlige Abstinenz allein den Menschen glücklich und gesund machen kann?“, so müßte die Antwort lauten: „Allein Jim Crookers Idealmilch!“

Die Bekanntschaft mit diesem edlen Saft machte der Friedensrichter, als ihn einst der Zufall in das Haus seines alten Bekannten Jim Crooker im Nachbardorf Springfield führte: „Na, wie geht es?“ — „Ich kann nicht klagen. Die Viehwirtschaft ernährt ihren Mann. Bis vor kurzem war ich nicht so gut daran. Die Konkurrenz ist groß, und ich konnte meine Milch nicht so recht verkaufen. Da kam ich nach Chicago und sah im Wartesaal des Bahnhofs weiße Pappflaschen stehen. ‚Was ist darin?‘ fragte ich die Dame hinter dem Tresen. ‚Milch‘, bekam ich zur Antwort. ‚Unser neuester Reiseproviant. Sie hält sich frisch, bleibt immer sauber, und die Flasche können Sie nach Genuß fortwerfen.‘ Plötzlich kam mir ein guter Gedanke. Ich bestellte bei einer kleinen Fabrik, deren Besitzer ich kenne, zur Probe ein paar tausend dieser Pappflaschen, füllte sie und bot sie meiner Kundschaft an. Die Bestellungen blieben nicht aus, und heute habe ich, obwohl meine Milch teurer ist als die der Konkurrenz, einen festen Kundenstamm, der von anderen Lieferanten nichts wissen will. Machen Sie auch einen Versuch.“ Friedensrichter Bullock war es damals unverständlich, warum sein Bekannter dabei lächelte, aber aus alter Freundschaft nahm er die Flasche mit nach Hause.

Zwei Tage später lief bei Jim Crooker eine neue Bestellung ein: „Drei Flaschen Idealmilch täglich für den Friedensrichter.“ Die ganze Familie Bullock trank Milch, und der Frauenverein war stolz auf seine Vorsitzende.

Das Hausmädchen dagegen schüttelte den Kopf: „Es ist doch komisch, daß von den Herrschaften jeder seine Milch allein auf seinem Zimmer trinkt. Und manchmal muß die Milch doch nicht so gut sein, wie sie behaupten, denn sonst fände ich nicht Spuren davon im Ausguß.“ Aber seitdem der dienstbare Geist Jim Crookers Boten einmal bat, ihm eine Flasche Idealmilch zur Probe zu bringen, war auch das Mädchen zur fleißigen Milchtrinkerin geworden.

Kein Wunder, denn nachdem es die Milch getrunken hatte, ohne sie besser zu finden als jede andere, fiel ihm auf, daß es im Bauche der Flasche noch gluckerte. Schließlich fand das Mädchen ein unauffälliges kleines Pünktchen, kratzte mit der Schere ein wenig harte weiße Masse ab, und ein dünner Strahl